

Nicole Staudinger

BRÜSTE
UMSTÄNDEHALBER
ABZUGEBEN



MEIN LEBEN ZWISCHEN
KINDERN, KARRIERE UND KREBS

Eden
BOOKS

»Du, Schatz, die Mama ist krank«

Es sind diese Tage der Schweben, die mich alle Nerven kosten. Ich habe noch keinen Behandlungsplan, habe noch zwei Staging-Untersuchungen vor mir und kann eigentlich nichts machen. Und vor allem wird noch nichts gegen Karl Arsch unternommen. Das macht mich nervös. Gibt es denn kein Medikament, das man mir schon geben könnte, damit er nicht weiter wächst? Und wenn er gerade jetzt streut? In diesem Moment? Warum tut denn keiner was? Ich befinde mich wieder in einer ganz akuten Panikattacke. Liege auf der Couch unter der Decke und bekomme Schüttelfrost vor Angst. *Ich will das alles nicht! Ich will mein altes Leben zurück!*

Aber das ist weg. Für immer. Ab jetzt wird nichts mehr so sein, wie es war. Immer wird man von »vor« oder »nach« dem Krebs sprechen. Das schwierigste im Moment ist für mich, die Kinder an mich ranzulassen. Böse Gedanken wie »Besser, sie entwöhnen sich schon mal von mir« fliegen wie dunkle Schatten an mir vorbei. Sage ich es eigentlich den Kindern? Max merkt schon deutlich, dass etwas nicht in Ordnung ist. Er wird nächste Woche sechs (oh, Gott, ich muss noch einkaufen!) und ist ein sehr sensibles Kind. Heute habe ich seinen Erzieherinnen im Kindergarten Bescheid gesagt. Sabine, die Leiterin, ein Engel – so wie das gesamte Team – verspricht mir:

»Wir stehen zu 100 Prozent hinter euch und sind immer für euch da!«

Sie gibt mir den Rat, mit Max ehrlich zu sein, ihn zwar mit Details zu verschonen, aber es ihm kindgerecht zu erklären.

»Lass ihn nicht in einer falschen Realität leben. Wenn du weinst, sag ihm, warum, und lüge ihm nicht vor, du hättest was im Auge.«

Das leuchtet mir ein. Zumal ich ihm eh nichts vormachen kann. Also setze ich mich am Nachmittag mit ihm hin, baue Lego und fange an, mit ihm zu reden.

»Du, mein Engel, die Mama ist krank.«

»Hast du Schnupfen? Hat Charlotte nämlich auch!«

»Nee, keinen Schnupfen. Meine Brust ist krank. Da wächst etwas, was da nicht hingehört.«

»Blumen?«

»Nein, mein Schatz, eine Art Knoten.«

»So aus Wolle?«

»Nee, härter als Wolle. Weißt du, wie bei Rosi damals. Da ist doch auch was gewachsen.«

Rosi ist seine Erzieherin, die auch an Krebs erkrankt ist, sich aber wieder bester Gesundheit erfreut.

»Ach, wie bei Rosi. Ja, ich weiß. Manchmal war sie deswegen zu Hause.«

»Genau. Rosi war zu Hause, weil sie müde und erschöpft war. Ein bisschen, wie wenn man Schnupfen hat. Und so ist das jetzt auch bei mir. Ich bekomme jetzt auch Medikamente, die mich sehr müde machen. Dafür machen die mich aber auch wieder gesund.«

Er sagt nichts. Guckt nur. Dann: »Bist du traurig deswegen?«

Meine Augen füllen sich mit Tränen.

»Ja, mein Schatz. Sehr traurig und auch wütend und, um ehrlich zu sein, stinkesauer.«

»Ich auch!«

»Das ist gut. Dann sind wir beide sauer auf diese blöde Krankheit.«

»Kann ich zu Tom spielen gehen?«

»Natürlich!«

Jeden Tag fragt Max mich nun nach meiner Brust.

Haarige Angelegenheiten

Mir werden die Haare ausfallen. Daran führt kein Weg vorbei, sagen die Ärzte. Wie das wohl sein wird? Sind sie alle auf einmal weg? Oder verschwinden sie nach und nach?

Natürlich beschäftigt mich das Thema sehr. Man sagt, dass sie kurz nach der ersten Chemo anfangen auszufallen. Noch habe ich keinen blassen Schimmer, wann dieser Tag sein wird, aber ich will definitiv vorher handeln. Keine Chemo dieser Welt wird mir vorgeben, wann ich wie und wo meine Haare verliere. Das käme einer Fremdbestimmung gleich, die ich mir nicht gefallen lassen möchte – und schon mal gar nicht von Karl Arsch.

Um ehrlich zu sein, wollte ich schon immer wissen, ob ein Kurzhaarschnitt mir steht, aber wie auch vielen anderen Frauen fehlte mir bisher der Mut. Doch wenn nicht jetzt, wann dann? Exakt drei Tage nach der Diagnose rufe ich bei meinem Friseur an und falle hochsensibel mit der Tür ins Haus: »Ich muss bitte sofort einen Termin haben, ich habe Krebs und brauche einen Kurzhaarschnitt.«

Vier Stunden später sitzen wir alle beim Friseur. Mein Mann und meine beiden Kinder ebenfalls, denn ich finde, dass auch sie eine neue Frisur benötigen. Vielleicht ist es auch nur meine Angst, allein zu gehen, die ihre Haare auf einmal zu lang erscheinen lässt.

Meine schulterlangen, blonden Haare sind das Ergebnis zweijähriger, kostenintensiver Pflege. Genau genommen sind sie exakt so lang, wie ich sie haben möchte. Ich habe dickes, starkes, gesundes Haar.

»Soll ich es langsam, Stück für Stück abschneiden oder alles auf einmal?«

»Alles auf einmal«, sage ich dem Friseur selbstsicher und entschieden.

In diesem Moment klingelt mein Telefon und ich erkenne die Nummer von Dr. Bertram aus Düsseldorf. Stimmt, heute ist Freitag, der Tag der Biopsie-Ergebnisse.

»Frau Staudinger, es ist schon so, wie ich es vermutet habe ...«

Er sagt noch viel mehr, ich verstehe ihn schlecht, weil es beim Friseur so laut ist und weil er nicht wirklich mit Fachausdrücken spart.

»Herr Doktor, ist da irgendetwas Neues, von dem Sie sagen, das hätte mir erspart bleiben können oder schlimmer, nehmen Sie Ihre Aussage, dass ich nicht sterben muss, wieder zurück?«

»Nein!«

Er erzählt wieder viel. Es fallen Worte wie Triple negativ und OP. Ich verstehe das nicht, er hatte doch gesagt, erst Chemo, dann OP. Er spricht von Wächterknotendiagnostik und wir vereinbaren einen Gesprächstermin für den kommenden Montag. Heute ist Freitag. Natürlich! Wieder heißt es warten.

Obwohl das Telefonat nicht wirklich überraschend war, die Neuigkeiten nicht niederschmetternd, bin ich mit den Nerven am Ende. Vielleicht hatte ich unterbewusst doch diesen absurd kleinen Hoffnungsschimmer, dass er anruft und sagt: »April, April, es war nur eine Zyste – da oben sind die Kameras, winken Sie doch mal dem Publikum.«

Stattdessen höre und spüre ich die Schere in meinem Nacken.

»Willst du sie behalten?«, fragt mich der Friseur, der mich mit seinen Worten ins Hier und Jetzt zurückholt. Meine Augen füllen sich mit Tränen. Nein, möchte ich nicht. Meine Haare stehen für ein altes, längst vergessenes Kapitel in meinem Leben: Es hieß »Unbeschwertheit«. Die ist weg. Für immer. So wie die Haare. Die Diagnose ist erst drei Tage alt und mein altes Leben erscheint lange schon vergangen.

Er schneidet und formt und gibt sich unglaublich viel Mühe.

»Meine Mutter hatte letztes Jahr auch Brustkrebs. Ihr wurden beide Brüste abgenommen. Es war eine schwere Zeit, aber heute ist sie krebsfrei«, sagt er.

Diese Geschichten höre ich immer öfter und sie tun mir gut, wirklich.

»Du siehst wunderschön aus. Es gibt nicht viele, die das tragen können!«, sagt er schließlich.

Ich drehe mich zu meinen drei Jungs um.

»Mama, das sieht ganz ganz blöd und auch ein bisschen uncool aus. Am besten wir kaufen dir eine tolle Perücke!«, ist das fachmännische Urteil meines Sohnes Max. Auch mein Mann sieht nicht wirklich glücklich aus, schwafelt irgendwas von wegen »dran gewöhnen« und »sie kommen ja wieder«. Schön, wenn Männer immer so die passenden Worte finden.

»Mama, du weißt, dass ich heute Leichtathletik habe, ne?«, sagt Max unvermittelt.

»Du, Schatz, ich glaube, das lassen wir heute besser ausfallen«, interveniert mein Mann sofort.

»Das glaube ich aber nicht«, werfe ich freundlich, aber bestimmt dazwischen. Meiner Meinung nach haben Kinder ein Recht auf Normalität. Auch mit dem neuen Familienmitglied Karl Arsch. So weit käme es noch, dass wir wegen Monsieur Tumor wichtige Sporttermine der Kinder sausen lassen. Zugegeben, so wichtig ist es jetzt vielleicht nicht, aber für Max ist es ein Bestandteil seiner wöchentlichen Routine. Und da in naher Zukunft noch genügend Veränderungen auf uns zukommen werden, soll ihm sein So-wie-immer so lange wie möglich erhalten bleiben.

»Maus, ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht«, versucht mein Mann, mich noch umzustimmen. Er hat absolut recht. Es geht mir sogar ziemlich schlecht: die neue Frisur, der endgültige histologische Befund, Karl Arsch in meiner Brust, den ich mittlerweile ständig zu spüren glaube, und die bittere Gewissheit, dass die nächsten beiden Tage nichts

passieren wird. Dabei macht der Krebs am Wochenende doch keine Pause! Wieder kommt diese Panik in mir hoch. Wie kann man mich denn jetzt einfach so allein lassen? Gibt es kein einziges Krankenhaus, wo ich jetzt hinkann? »Es geht schon, Hase«, lüge ich wenig überzeugend und mir steigen die Tränen in die Augen.

Auf dem Sportplatz treffe ich auf viele andere Mütter und mein Krebs hat sich mittlerweile rumgesprochen. Alle sind betroffen, ehrlich berührt, auch geschockt und keiner weiß so recht, was er sagen soll. Ich weiß es auch nicht, meine Fähigkeiten als schlagfertige Entertainerin sind gerade auf dem Nullpunkt. Ich will nur Hilfe.

Mit Dr. Bertram hatte ich schon besprochen, dass ich die Chemotherapie in einem Kölner Brustzentrum machen werde, einfach weil es viel näher ist und die Ärzte hier mindestens genauso gut sind. Das habe ich jetzt schon mehrfach gehört und die Tatsache an sich ist für mich auch in Ordnung. Wenn nur dieses Warten nicht wäre. So langsam entwickelt sich ein Bild aus dem kaputten Puzzle: Wir kennen die Tumorart, wissen, dass es sich um einen hochaggressiven Tumor handelt, wissen auch, dass es zumindest keine Metastasen im Thorax gibt. Offen sind die Fragen, was es mit der Wächterknotendiagnostik auf sich hat, ob die Lymphen wirklich frei sind und wie genau es danach weitergeht. All diese Fragen werden mich die nächsten zwei Tage quälen und ich werde über das ganze, lange Wochenende nicht handeln können. Das macht mich wahnsinnig ängstlich, traurig und wütend zugleich.

Ich hänge meinen Gedanken nach, meine Augen sind hinter einer großen Sonnenbrille versteckt, und ich sehe den Kindern beim Training zu. Von außen betrachtet ähnele ich wahrscheinlich dem Typus der total hippen Spielerfrau: trendige Kurzhaarfrisur, große Sonnenbrille, todernter Gesichtsausdruck. Ein bisschen wie Victoria Beckham vielleicht – zugegeben, mit dem zweifachen Körperumfang (oder dreifach? Ich weiß es nicht). Um mich herum haben sich viele Mütter versammelt, die ich kaum wahrnehme. Ich kenne sie alle und normalerweise führen wir anderthalb Stunden lang die nettesten Gespräche. Heute habe ich keine Lust zu reden. Die anderen aber schon, speziell eine Mutter: »Ach mein Gott! Wenn ich dich so sehe, bin ich wirklich froh, dass ich gerade bei der Vorsorge war! Ich gehe da ja immer regelmäßig hin! Weißt du, bei zwei Kindern macht man sich ja schon so seine Gedanken!«

Meine Freundin Nicole sitzt neben mir und drückt meine Hand, als wolle sie sagen: »Lass sie reden!«

Es fehlt mir die Kraft für einen passenden Konter. Ich kann mich nicht auf jede Bemerkung einlassen. Aber vielleicht sollte ich doch meine letzten Reserven mobilisieren und ihr in den Bauch boxen? Ich lasse es ...